

Alfons Bora

Provinzen. Das Freiburger Institut für Soziologie aus der Außenperspektive

Zum fünfzigjährigen Bestehen des Instituts für Soziologie der Universität Freiburg

12. Dezember 2014

Sehr verehrte Kolleginnen und Kollegen,

Sehr geehrte Damen und Herren,

Jahrestage

Jahrestage und Jubiläen symbolisieren Zeitbindungen. Sie bilden nicht quasi natürlich Vorgegebenes einfach nur ab, sondern konstituieren Sinn in der Zeitdimension. Freude und Dankbarkeit über Erreichtes mischen sich mit Kontingenzerfahrungen der Offenheit von Zukunft, der man mit frohen Erwartungen, aber vielleicht auch mit Bangen entgegensehen mag, ebenso wie ex post sichtbar werdenden Pfadabhängigkeiten, die sich immer erst im Rückblick als ebenso folgenreich wie irreversibel herausstellen – schließlich auch mit Trauer über erfahrene unwiederbringlich Verluste. Das Zeitsymbol des Jahrestages ist also nicht mit eindeutigem Sinn besetzt, sondern bildet gleichsam einen Kristallisationspunkt für Reflexionen. Die in der reinen Ereignishaftigkeit gebündelte Gegenwart kann sich in Relation zu Vergangenen und Zukünftigem positionieren und damit selbst beschreiben. Sie bildet Sinnstrukturen in Gestalt erklärender und legitimierender Deutungen ihrer selbst mit Hilfe von Erzählungen und Erwartungen. Als Selbst- wie Fremdbeobachtung sind diese Teil der reflektierenden Positionsbestimmung auch von Organisationen.

Als Ulrich Bröckling mich zur heutigen Feier einlud, wünschte er sich, wie er schrieb, »einen Vortrag eines Ehemaligen, der von außen einen Blick auf die Freiburger Soziologie wirft, Stärken und Schwachpunkte deutlich macht und vielleicht auch ein paar Worte zu den Herausforderungen universitärer Soziologie in der Gegenwart sagt.« Er fügte hinzu, es sei »zudem reizvoll, wenn ein

Mitglied des größten Soziologie-Instituts in der Bundesrepublik etwas über eines der kleinsten sagen würde.« Mit diesem Addendum war, ob gewollt oder ungewollt, die Frage aufgeworfen, mit Hilfe welcher Unterscheidung das Zeitsymbol "Fünzig Jahre Institut für Soziologie" von außen beobachtet werden soll. Zwei Herausforderungen gilt es zu bewältigen, will man der zitierten Aufforderung gerecht werden. Zum ersten kommt der Beobachter auf einer Seite der Unterscheidung selbst vor; das verursacht bekanntlich Schwierigkeiten bei der Beschreibung der Beobachterposition. Zum zweiten ruft der Hinweis auf Größe – also auf die Zahl von Professuren, von Mitarbeiterstellen und Studierenden oder auf die Finanzausstattung der Einrichtung – eine spezifische Beobachtungsdimension auf, die doch in ihrer Bedeutung für die Außenbeobachtung nicht a priori klar ist und nicht zuletzt deshalb mit reflektiert sein will.

Provinzen

Ich will beide Herausforderungen annehmen, also sowohl über die Position des Beobachters als auch über Größendifferenzen sprechen. Dazu benutze ich die im Titel angekündigte Semantik der »Provinzen« und betrachte im Folgenden Provinzen der Soziologie, zu denen dann Freiburg und Bielefeld gleichermaßen zählen. Diese Rede von Provinzen im Plural erlaubt es, vor allem drei Aspekte hervorzuheben.

Erstens ist nicht von einer Gattung die Rede, sondern von unbestimmt vielen Exemplaren einer Gattung. Die Gattung »Provinz«, wie sie beispielsweise in Heideggers Aufsatz von 1933 als »Schöpferische Landschaft«¹ angesprochen wird, ist ein sprachliches Abstraktum, das aus dem Gegensatz zur Metropole seine Dignität erlangt. Im frühen zwanzigsten Jahrhundert spielte dieser Gegensatz eine wichtige Rolle. Man denke etwa an Georg Simmels², Walter Benjamins oder Sigfried Kracauers³ Analysen der Großstadt. Umgekehrt gewinnt damit der Typus der »Provinz« einen vergleichbaren Gattungscharakter. Carl Amery bestimmte die »Provinz« durch ihre Beziehung zur Großstadt, von der die »kulturellen Signale« ausgehen und im Verhältnis zu welcher sich die Provinz durch »kulturelle Signalverspätung« auszeichnet.⁴ In diesem Sinne scheint mir der Singular-Gebrauch von »Provinz« eine abstrakte Polarität von Provinz und Metropole nahezulegen, die den Beobachter zwingt, seinen Beobachtungsgegenstand wie sich selbst auf einer der beiden Seiten, in der Provinz oder in der Metropole also, zu lokalisieren, was angesichts des mit dem typisierenden Begriffsgebrauch verbundenen Bedeutungsgefälles Begründungsprobleme hervorriefe.

¹ Heidegger, Martin: Schöpferische Landschaft. Warum bleiben wir in der Provinz? In: ders., Aus der Erfahrung des Denkens 1910-1976, Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann 1983, 9-13

² Simmel, Georg: Die Großstädte und das Geistesleben. In: Die Großstadt. Vorträge und Aufsätze zur Städteausstellung. Jahrbuch der Gehe-Stiftung Dresden, hrsg. von Th. Petermann, Band 9, 1903, S. 185-206

³ Benjamin, Walter: Das Passagen-Werk. Frankfurt a. M. 1982; Kracauer, Siegfried. Das Ornament der Masse. Essays. Frankfurt a. M. 1977

⁴ Amery, Carl: Der Provinzler und sein Schicksal. In: ders., Die Provinz. Kritik einer Lebensform. München: Nymphenburger Verlagshandlung 1964, 5-20 (9)

Alternative Beschreibungsmöglichkeiten ergeben sich, wenn man von »Provinzen« in der Mehrzahl, also von beliebig vielen Exemplaren ausgeht. Der Begriff selbst legt das nahe. Im Gegensatz zu der erwähnten neuzeitlichen Singular-Verwendung von »Provinz« meint der lateinische Begriff bei insgesamt unklarer Etymologie ursprünglich nur eine Amtszuständigkeit für einen von vielen funktionalen Aufgabenbereichen. Er wird zunächst nicht räumlich verstanden und erhält überhaupt erst in Folge der Einführung des Provinzialprätorenamtes in Sizilien und Sardinien seit 227 v.Chr. einen topographischen Index. Stets verweist er auf eine Vielzahl von Provinzen, deren Beziehungen, wie man aus neuerer historischer Forschung weiß, in starkem Maße durch weitverzweigte Netzwerke der *amicitia* geprägt waren.⁵ Provinzen sind also untereinander vernetzt. Das gilt auch für die Provinzen der Soziologie.

Zweitens ist damit eine Alternative zur Unterscheidung von Zentrum und Peripherie angesprochen, nämlich das wechselseitige Beobachten aus einer unbestimmten Vielzahl von Perspektiven. Provinzen beobachten Provinzen. Das Bild eines azentrischen, vom Zentrum-Peripherie-Gedanken abgelösten, auf eine Vielfalt von Lebensbereichen hin orientierten Begriffs kann so an Plausibilität gewinnen. Es wird beispielsweise von Alfred Schütz gebraucht, der »Sinnprovinzen« (*»provinces of meaning«*) als soziologische Beobachtungskategorie in einer Welt multipler Realitäten einführt.⁶ Wenn man um des Argumentes willen einmal von der Schützschen Privilegierung des Alltags in der Vielfalt der Sinnprovinzen absieht, kann man immerhin in einer ganzen Reihe soziologischer Grundbegriffe die Vorstellung mehr oder weniger autonomer, nicht hierarchisch geordneter Beobachtungspositionen erkennen. Auf diese Pluralität von Beobachtungspositionen soll es ankommen, wenn ich über soziologische Provinzen spreche.

Drittens liegt diese Rede von vielfältigen Provinzen im Falle der Binnendifferenzierungen des Wissenschaftssystems besonders nahe. Im Unterschied vor allem zur Politik, auch zum Militär und vielleicht zum Recht ist die Wissenschaft ein Funktionssystem ohne ausgewiesenes Zentrum. Keine Regierung, kein Generalstab, keine Gerichte, auf die man die wissenschaftliche Kommunikation ausrichten, von denen man Orientierung erwarten kann. Robert Mertons Wissenschaftssoziologie reagiert darauf mit dem bekannten Kanon an kulturellen Werten und Verhaltensregeln, die den institutionellen Kern

⁵ Zur Herrschaftsstruktur Roms als »skalenfreies« Oberschicht-Netzwerk vgl. Rollinger, Christian: *Amicitia sanctissima colenda: Freundschaft und soziale Netzwerke in der Späten Republik*. Heidelberg: Verlag Antike 2014. Die Verhältnisse in den Provinzen untersucht Christian Vogel in einem laufenden Bielefelder Promotionsvorhaben. Siehe auch Schulz, Raimund: "Freunde" der Römer und "Erste" der Gemeinden - Die griechischen Eliten und ihre Kommunikation mit Rom in der Zeit der späten Republik (133-33 v.Chr.). In: Dreyer, Boris/Mittag, Peter Franz: *Lokale Eliten und hellenistische Könige - Zwischen Kooperation und Konfrontation*. Berlin: Verlag Antike 2011, 253-286.

⁶ » ... we prefer to speak ... of many sub-universes of reality of finite provinces of meaning upon each of which we may bestow the accent of reality. We speak of provinces of meaning and not of sub-universes because it is the meaning of our experiences and not the ontological structure of the objects which constitutes reality.« Schütz, Alfred (1945): *On Multiple Realities*. In: *Philosophy and Phenomenological Research*, Vol. 5, No. 4 (June 1945), 533-576 (551).

des Wissenschaftssystems ausmachen.⁷ Solche Prinzipien, aber auch differenzierte Zuständigkeiten für die Verwaltung von Gegenstandsbereichen und auf diese eingespielte Theorien und Methoden in Gestalt von Disziplinen gliedern die Wissenschaft im Inneren.

Disziplinen
Settlements
Orte

Disziplinen symbolisieren vor dem Hintergrund einer hohen internen Komplexität des Wissenschaftssystems jeweils für sich die Einheit der Wissenschaft, die als solche, nämlich als inhaltliche Einheit insgesamt nicht thematisierbar ist, jedoch für das Funktionieren des Wissenschaftssystems eine wichtige Voraussetzung darstellt, insofern als sie dessen Unterscheidung von seiner sozialen Umwelt leistet. Disziplinen markieren angesichts einer Vielzahl von Gegenständen im je konkreten Fall, also bezogen auf ein gegebenes Themenfeld die Grenze zwischen der Wissenschaft und ihrer Umwelt.⁸

Außerdem umfassen sie all jene organisatorischen (Verbände, Institutionen, Personal,) und kulturellen (Themen, Fragen, Theorien) Aspekte, die Andrew Abbot als »settlement« bezeichnet hat.⁹ Die binnendifferenzierten kulturellen Besonderheiten dieser »Siedlungsgebiete«, in der Regel mit Personennamen und Orten verbunden, lassen sich als Provinzen einer Disziplin, in unserem Falle also als Provinzen der Soziologie verstehen. In ihnen bündeln sich gewissermaßen fachwissenschaftliche Diskurse in kontingenter, nicht wissenschaftlich programmierter, zugleich aber den Provinzen ihr je unverwechselbares Gesicht verleihender Weise.

Organisationen fungieren dabei, so würde ich sagen, als Grenzeinrichtungen, als »boundary organisations« welche das Verhältnis von Innen und Außen konstituieren, stabilisieren und reproduzieren. In Gestalt von Fakultäten und Instituten betreiben sie für die Disziplin und mit ihr für die Wissenschaft »identity work« und »boundary work«.¹⁰

Freiburg -
soziologische
Beobachtungen

Als Organisation gehört das Institut für Soziologie der Universität Freiburg zu den frühen soziologischen Gründungen im Deutschland der Nachkriegszeit. Die soziologische »Grundkonstellation« jener Jahre wurde, wie Rainer Lepsius schrieb, »bestimmt durch die vier neu entstandenen Zentren in Berlin, Frank-

⁷ Merton, Robert K. (1973): *The Sociology of Science. Theoretical and Empirical Investigations*. Edited and with an Introduction by Norman W. Storer. University of Chicago Press, 267 ff.

⁸ Siehe dazu Bora, Alfons (2010): *Wissenschaftliche Politikberatung und die disziplinären Grundlagen der Wissenschaft*. In: Bogner, Alexander; Kastenhofer, Karen; Torgersen, Helge (Hg.), *Inter- und Transdisziplinarität im Wandel? Neue Perspektiven auf problemorientierte Forschung und Politikberatung*. Baden-Baden: Nomos, 25–55.

⁹ Abbott, Andrew (2001) *Chaos of Disciplines*, Chicago/London: Chicago University Press.

¹⁰ Zum Zusammenhang von Identitäts- und Grenzarbeit in der Wissenschaft siehe Kaldewey, David (2013): *Wahrheit und Nützlichkeit. Selbstbeschreibungen der Wissenschaft zwischen Autonomie und gesellschaftlicher Relevanz*. Bielefeld: transcript.

furt, Köln und Hamburg, zu denen noch als weitere Schwerpunkte Freiburg und Göttingen traten.«¹¹

Freiburg also ein »Schwerpunkt« der Nachkriegssoziologie! Die Gründungsgeschichte des Instituts hat Ulrich Bröckling in der Jubiläumsschrift¹² ausführlich dargestellt. Ergänzend ist der Umstand hervorzuheben, dass Bergstraessers Impulse zur Institutionalisierung in eine außerordentlich krisenhafte Zeit fielen, in welcher das noch im Entstehen begriffene Fach Soziologie in seiner Existenz durchaus bedroht war. Die DGS hatte bis Mitte der 1950er Jahre den Charakter einer esoterischen Gelehrten-gesellschaft und nahm erst später Züge einer formalen Organisation an.¹³ Im Zentrum der fachinternen Auseinandersetzungen stand ein Streit über die Professionalisierung der akademischen Lehre und darüber, ob die Soziologie eine eigene Fakultät mit eigenem Diplomstudiengang anstreben sollte. 1958/59 eskalierte zudem ein schon länger schwelender Konflikt um die deutsche Sektion des »Institute International de Sociologie« (IIS). Johannes Weyer spricht von einem »Aufstand von rechts«, andere von einem »Bürgerkrieg der Soziologie«, welcher das Fach letztlich zu zerstören drohte.¹⁴ In dieser Situation boten einige wenige Personen und Organisationen, neben der Sozialforschungsstelle Dortmund eben die von Lepsius erwähnten universitären Zentren und Schwerpunkte, dem Fach Soziologie die Chance der Identitätsbildung. Damit übernahm das Freiburger Institut, dessen Gründungslehrstuhl an der Universität schon seit 1954 existierte, sehr früh eine wichtige Rolle beim Aufbau des jungen Faches, welche die Bezeichnung als »Schwerpunkt der Soziologie« ohne weiteres rechtfertigt.

Dieser Schwerpunkt war von Beginn an durch ein besonderes wissenschaftliches Profil ausgewiesen. Die für Freiburg über sehr lange Zeit hinweg kennzeichnende Orientierung an kultursoziologischen Fragen geht letztlich auf Bergstraesser zurück und fand in den Lehrstuhlbesetzungen der ersten Freiburger Professoren-genera-tion einen deutlichen Widerhall. Die Themen waren, wie Wolfgang Eßbach in seinem Beitrag zur Jubiläumsschrift hervorhebt, einerseits schon früh im Bereich von Recht und Politik angesiedelt, ließen aber mit Technik und Sozialisation zugleich auch eine im Grunde sozialanthropologische Perspektive erkennen, und mündeten insgesamt in anspruchsvolle soziologische Theoriebildung ein. Auch die späteren Berufungen stehen – unter jeweils eigenen Vorzeichen – in dieser Tradition.

Insofern liegt ein Merkmal des Freiburger Instituts in seiner thematischen und konzeptionellen Kontinuität. Die Identität des Faches hat in dieser Provinz einen über alle individuellen Unterschiede hinweg erkennbaren Ausdruck gefunden.

¹¹ M. Rainer Lepsius (1979): Die Entwicklung der Soziologie nach dem Zweiten Weltkrieg 1945 bis 1967. In: Lüschen, Günther (Hg.) (1979): Deutsche Soziologie seit 1945. KzfSS Sonderheft 21/1979, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 25-70.

¹² Ulrich Bröckling et al. (Hg.), Fünfzig Jahre Institut für Soziologie Freiburg, Freiburg i. Br.: Jos Fritz Verlag 2014.

¹³ Vgl. dazu Weyer, Johannes. (1984). Westdeutsche Soziologie 1945-1960. Berlin: Duncker & Humblot, 61

¹⁴ Weyer 1984 (Fn. 13), 234

Auch in institutioneller Hinsicht ist die Kontinuität der Freiburger Soziologie bemerkenswert. Die Zahl von drei Professuren ist seit 1987 stabil geblieben, was angesichts schrumpfender Mittel und andernorts zu beobachtenden Verschwindens kleiner Institute und in einer auch für Freiburg sicherlich nicht immer leichten Zeit gerade keiner Stagnation gleichkommt, sondern ein außerordentlicher Erfolg ist. Diese institutionelle Stabilität dürfte sowohl mit dem universitätspolitischen Geschick einzelner Institutsmitglieder, als auch mit struktureller Anpassungsfähigkeit zu erklären sein, beispielweise mit dem von Eßbach beschriebenen »Wandel der Freiburger Soziologie von einer stark auf die Person einer Professur hin ausgerichteten Forschung und Lehre zu mehr kooperativen Verflechtungen«¹⁵

Diese vom Freiburger Institut mannigfaltig – in Kooperation mit zahlreichen Einrichtungen ebenso wie durch federführende Beteiligung an Sonderforschungsbereichen und anderen Großprojekten – bewiesene Fähigkeit, sich erfolgreich in Netzwerke einzubinden und die vorhandenen Stärken zu nutzen, weist auf die von Mancur Olson¹⁶ schon früh beschriebene Eigenschaft kleiner Einheiten hin, effektiv organisierbar zu sein. Hierin liegen also Vorteile, gerade im Vergleich zu großen Organisationen wie beispielsweise der Bielefelder Fakultät für Soziologie, die als ganze praktisch nicht mobilisierbar ist und deswegen von Anbeginn an durch Fraktionierungen gekennzeichnet und der Gefahr ausgesetzt war, dem Zugriff partikularer Interessen – sei es innerhalb der Fakultät, sei es auf Universitätsebene – zu erliegen.

Eßbachs Vermutung, »[g]roße Institute mit vielen Professuren« seien »strukturell auf Verflechtungen vor Ort weit weniger angewiesen als kleine«¹⁷, ließe sich unter diesem Gesichtspunkt mit einem Fragezeichen versehen. Ob Vor-Ort-Verflechtungen in Bielefeld weniger notwendig sind als in Freiburg, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls scheint es im Kontext der Großeinrichtung etwas schwieriger zu sein, sie auch erfolgreich zu etablieren.

Im Hinblick auf wirkungsvolle Organisation sei vor allem auch der vom Freiburger Institut unter Federführung von Hermann Schwengel veranstaltete Soziologiekongress 1998 erwähnt, der unter dem Motto »Grenzenlose Gesellschaft« die deutschsprachigen Fachgesellschaften versammelte und grandioser Erfolg war. Auch hier zeigten sich die schon angesprochenen Stärken. Man mobilisierte kurzfristig erhebliche Energien, bündelte sie in einer enorm effizienten Organisation und erreichte damit eine hervorragende Darstellung des Faches im Inneren wie auch nach außen.

Während man also vor diesem Hintergrund durchaus einige Vorzüge des vergleichsweise kleinen Freiburger Instituts auf Seiten der Binnenstrukturen und der organisationalen Strategiefähigkeit vermuten kann, scheint es mit Blick auf die Außenwirkung im Vergleich der Einrichtungen doch auch Skalen-

¹⁵ Eßbach, Wolfgang (2014): Das Besondere der Freiburger Soziologie, In: Ulrich Bröckling et al. (Hg.), Fünfzig Jahre Institut für Soziologie Freiburg, Freiburg i. Br.: Jos Fritz Verlag 2014, 53.

¹⁶ Olson, Mancur (1968): Die Logik des kollektiven Handelns. Tübingen: Mohr.

¹⁷ Eßbach 2014 (Fn. 15), 54.

effekte zu geben. Man ist geneigt, eine höhere Leistungsfähigkeit größerer Einrichtungen zu anzunehmen, da sie in vielen Dimensionen allein durch die Zahl ihrer Kommunikationsadressen Struktureffekte leichter zu erzeugen vermögen. Die Zahlen der Stellen und der Studierenden, der Drittmittel, der Publikationen und der Absolventen in akademischen und außerakademischen Karrieren,¹⁸ die Präsenz in Politikberatung und wissenschaftlicher Expertise sind sicher auch Effekte der Organisationsgröße und dürften in ihrer absoluten Höhe eine bessere Sichtbarkeit der größeren Einrichtungen mit bewirken. Eine externe Evaluation hat vor diesem Hintergrund im Jahr 2006 der Bielefelder Fakultät mit Blick auf die Breite ihrer Themenfelder, Theorien und Methoden und auf ihren vergleichsweise hohen Grad an kommunikativer Präsenz eine »zentrale Verantwortung« für das Fach Soziologie in Deutschland attestiert.

Daran ist sicher etwas Richtiges und doch wird man die Verantwortung einzelner Institutionen für die Disziplin im Besonderen und die Wissenschaft im Ganzen auch auf andere Gründe als die Größe stützen müssen.

Wenn vorhin bereits von der höheren Effizienz und Flexibilität kleinerer Einheiten die Rede war, so möchte ich daran anknüpfend das Augenmerk auf den Gesichtspunkt der Produktivität richten, die nicht nur in Zahl und Reichweite der Publikationen einzelner Personen, sondern auch in der Bildung wissenschaftlichen Nachwuchses zum Ausdruck kommt. Das ist nach innen wie nach außen ein zentraler Aspekt wissenschaftlicher Identitätsformation. Betrachten wir Promotionen als einen wichtigen Indikator, so zeigt sich hier prima facie erneut der erwartbare Abstand in den absoluten Zahlen. Das Freiburger Institut hat in den fünfzig Jahren seines Bestehens 214 Promotionen hervorgebracht, die Bielefelder Fakultät in fünfundvierzig Jahren ungefähr 630. Allerdings verfügte sie stets über acht- bis zehnmal mehr Professuren als Freiburg. Pro Jahr wurden also an einer Freiburger Professur im Durchschnitt etwa 1,4 Promotionen abgeschlossen. In Bielefeld waren es bei günstigen Annahmen etwa 0,6.¹⁹ Unabhängig davon, wo die Gründe im Einzelnen liegen mögen,²⁰ zeigen diese Zahlen doch eine deutlich – und zwar um das Zwei- bis Dreifache – höhere Produktivität in Freiburg. Anscheinend kann man sich in der kleineren Einrichtung vergleichsweise stärker auf den akade-

¹⁸ Welz, Frank, Uwe Maier und Dietmar Wetzel (1992): Der Soziologe als Akteur auf dem Arbeitsmarkt? Eine empirische Untersuchung zur Berufseinmündung und beruflichen Situation Freiburger SoziologInnen der Abschlussjahrgänge 1980 bis 1989. In: *Soziologie* 21, 1, 13-41; Welz, Frank (1995): „Wo sind sie geblieben?“ Freiburger SoziologInnen in Studium und Beruf. Paffensweiler: Centaurus-Verlags-Gesellschaft; Pöge, Andreas, Bielefelder Absolventen- und Studierendenstudie, Ergebnisband Diplom-Studiengang Soziologie, 2009, http://www.uni-bielefeld.de/soz/bass/pdf/Ergebnisbericht_BASS_Diplom_Soziologie.pdf; Pöge, Andreas, Bielefelder Absolventen- und Studierendenstudie, Ergebnisband Bachelor, 2009, http://www.uni-bielefeld.de/soz/bass/pdf/Ergebnisbericht_BASS_BA_Sowi_Powi.pdf

¹⁹ Angaben für Freiburg aus der Jubiläumsschrift; Zahl der Professuren für Freiburg auf 3 gemittelt. Angaben zu Bielefeld: mündliche Mitteilung Prüfungsamt für den Zeitraum 15.7.1986 bis heute; 1970-1986 vgl. Korff, Rüdiger und Günther Schlee (1995): Die Doktorandenausbildung an der Fakultät für Soziologie. In: Kaufmann, Franz-Xaver und Rüdiger Korff (1995): *Soziologie in Bielefeld. Ein Rückblick nach 25 Jahren*. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte, 208-216; Zahl der Professuren für Bielefeld auf 24 gemittelt; Verteilung im Jahr 1986 (Stichtag 15.7.) nur schätzbar; als Gesamtzahl für 45 Jahre 630 Promotionen geschätzt.

²⁰ Beispielsweise hat Bielefeld einen hohen Anteil an Lehramtsstudierenden, die seltener promoviert werden.

mischen Nachwuchs konzentrieren als in der großen Fakultät, obwohl diese inzwischen sogar eine aus Mitteln der so genannten Exzellenzinitiative geförderte Graduiertenschule betreibt. Über die Zahl der Habilitationen bzw. der Freiburger Absolventen, die Professuren an Universitäten und Fachhochschulen bekleiden, habe ich keine genauen Angaben.²¹ An Hand der Promotionsliste kann man jedoch ehemalige Freiburger auf Professuren identifizieren und gewinnt den Eindruck, dass auch hier die Ergebnisse in der Relation keineswegs zu Ungunsten der Freiburger Soziologie ausfallen.

Einige Gründe für diesen Erfolg habe ich angesprochen. Neben der flexiblen und effizienten Organisation in Verbindung mit einem klaren inhaltlichen Profil und wissenschaftlich hervorragender Arbeit zählt dazu vor allem eine Mindestausstattung an Personal in der Grundfinanzierung, die allein das Lehrangebot in fachlich angemessenem Umfang in Bachelor-, Master- und Promotionsprogrammen garantieren kann und damit auch die Basis für hervorragende Forschung vor Ort und erfolgreiche Drittmittelinwerbung bildet. Diese Voraussetzungen zu sichern, ist dem Freiburger Institut über fünf Jahrzehnte in beeindruckender Weise gelungen.

Lassen Sie mich daneben eine persönliche Erfahrung aus meiner Freiburger Zeit zum Anlass für einige Spekulationen über mögliche weitere Ursachen des Erfolgs nehmen. Was mich als Student an der Freiburger Soziologie faszinierte und damit meinen Berufsweg entscheidend beeinflusst hat, war der Umstand, dass mir das Studium der Soziologie trotz eines damals vielleicht eher schmalen Zuschnitts der Theorien und Methoden half, einen professionellen wissenschaftlichen Habitus auszubilden. Gründlichkeit und Ernsthaftigkeit des Lehrens und Lernens, die Unbedingtheit einer Wissenschaft, die, wie Derrida gesagt hat,²² die Aufgabe übernimmt, „ihrer uneingeschränkten Verpflichtung gegenüber der Wahrheit nachzukommen“, waren und sind wohl noch Erkennungszeichen der Freiburger Soziologie. Man wusste zumindest damals nicht unbedingt im Voraus, was man nach dem Studium eines Tages mit nach Hause nehmen würde. Aber man konnte mit jedem Schritt erfahren, dass die Mühe intellektueller Anstrengung durch das Vergnügen neuer Erkenntnis und systematischer Einsicht belohnt wurde. Gleichzeitig erwarb man bei den Lehrenden – in meinem Falle waren das unter anderen Dux, Popitz, Spittler und Blinkert – Maßstäbe der Qualität wissenschaftlichen Arbeitens, die jedenfalls für mich ein wesentlicher Faktor des beruflichen Erfolges wurden, da sie Orientierungspunkte bildeten, an denen ich mich immer ausrichten konnte.

Ich will damit sagen, dass die Organisationen der Wissenschaft ihre Rolle vor allem auch dadurch erfüllen können, dass sie für die Reproduktion eines wissenschaftlichen Habitus Sorge tragen und damit insbesondere die System-Umwelt-Unterscheidung der Wissenschaft stabilisieren. Sie leisten Identitäts- und Grenzarbeit durch die Reproduktion der Standards wissenschaftlichen

²¹ Die aus der Festschrift ersichtliche Zahl der in Freiburg selbst habilitierten liegt erkennbar deutlich unter derjenigen, die sich nach einer Promotion in Freiburg andernorts habilitiert haben.

²² Derrida, Jacques (2001): Die unbedingte Universität. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Handelns, auch und gerade dann, wenn sie nicht für ein Fach als Ganzes Verantwortung übernehmen können. Diese Gesamtverantwortung kann letztlich vielleicht nur von allen soziologischen Provinzen gemeinsam übernommen werden. Wenn, was ich befürchte, die Zeiten für die Soziologie als Disziplin eher schwerer werden sollten, dann könnte eine der »Herausforderungen universitärer Soziologie«, nach denen Ulrich Bröckling mich fragte, darin bestehen, theoretische und methodische Standards der Wissenschaftlichkeit zu tradieren und damit zur Identitätssicherung der Disziplin beizutragen.

Während im Fall Bielefelds und anderer größerer Einrichtungen die fast repräsentative Breite der Themen, eine höhere Zahl von Studierenden, Forschenden und Lehrenden und eine damit einhergehende breite äußere Wahrnehmbarkeit eine Zuständigkeit der Organisation für boundary and identity work im Namen der ganzen Disziplin in gewisser Hinsicht durchaus begründen mögen, übernehmen weniger ressourcenstarke Einrichtungen eine fachlich spezifischere, wissenschaftlich freilich gleich bedeutsame Rolle. Freiburg bildet seit fünfzig Jahren einen Schwerpunkt der Soziologie in Deutschland, der für hohe Produktivität und einen anspruchsvollen wissenschaftlichen Habitus steht. Wahrscheinlich wird man hier nicht die Soziologie in ihrer Breite kennenlernen, aber man wird unweigerlich erfahren, was es heißt, Wissenschaft als Beruf auszuüben.

Wünsche

In diesem Sinne darf sich das Freiburger Institut für Soziologie auch heute noch mit Recht zu den Zentren und Schwerpunkten des Faches in Deutschland rechnen. Unter den soziologischen Provinzen ist Freiburg gewiss eine der fruchtbarsten. Das Institut hat die disziplinstrategische Aufgabe der Identitäts- und Grenzarbeit von Beginn an übernommen und lässt sich – auch und gerade mit seinen bekannten »Freiburg-typischen« Eigenheiten und Idiosynkrasien – vor diesem Hintergrund ganz plausibel beschreiben. »Sociology in a nutshell« lautete die Aufgabe von Anfang an. Man kann diese Herausforderung bestehen, wenn man die notwendige thematische Selektivität mit feinem Gespür für die Notwendigkeiten der Grenz- und Identitätsarbeit verbindet. Die spezifisch Freiburger Mischung aus empirischer Beobachtung, kühnem theoretischem Zugriff bei gleichzeitig striktem – mancher mag sagen: rigorosem – Bestehen auf wissenschaftlicher Strenge hat dies in besonderer Weise möglich gemacht.

Ich wünsche Ihnen und dem Institut weiterhin viel Glück und Erfolg. Möge es Ihnen gelingen, die Freiburger Errungenschaften auch an kommende Generationen von Soziologinnen und Soziologen weiterzugeben und diesen damit eine wissenschaftliche Heimat zu sein.